

Ava McCarthy

# DER TODESKURIER

*Ein Fall für Henrietta Martinez*

Aus dem Englischen von  
Karl-Heinz Ebnet

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2010  
unter dem Titel »The Courier« bei HarperCollins*Publishers*, London

**Besuchen Sie uns im Internet:**

**[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Deutsche Erstausgabe April 2011

Copyright © 2010 by Ava McCarthy

Published by Arrangement with Aiveen McCarthy

Copyright © 2011 für die deutschsprachige Ausgabe

bei Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Mauritius Image / dieKleinert

Innenteilabbildung: Matthias Kulka / Corbis

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50353-9

2 4 5 3 1



WENN SIE EINEN TRESOR knacken sollte, hatte Harry eine eiserne Regel: Mach es niemals für Kunden, denen du nicht traust. Sie musterte die Frau hinter dem Schreibtisch und überlegte, wie sie ihr das verklickern sollte.

»Wir haben nicht mehr viel Zeit«, sagte die Frau und klopfte mit dem Fingernagel gegen Harrys Visitenkarte. »In einer Stunde wird er hier sein.«

Harry versuchte, ihr in die Augen zu schauen, aber da war nur eine riesige Sonnenbrille, an der ihr Blick abprallte. »Vielleicht sollten wir es auf ein anderes Mal verschieben.«

Die Frau kniff den Mund zusammen und fuhr sich mit der Hand durch ihre kurzen Stachelhaare.

Sie hieß Beth Oliver. Hatte sie jedenfalls behauptet, als sie Harry eine Stunde zuvor angerufen und gebeten hatte, sich bei ihr zu Hause einzufinden, um einen besonderen Auftrag zu besprechen. Bislang hatten sie nur um den heißen Brei herumgeredet, aber Harry war klar, dass es um mehr ging.

Beth sprang auf und marschierte im Zimmer auf und ab. Sie hatte eine knabenhafte Figur, war hinten und vorn flach wie ein Brett, und das erleichterte es nicht unbedingt, ihr Alter einzuschätzen. Vor dem großen Schiebefenster, durch das man einen Blick auf die Dubliner Bucht hatte, blieb sie stehen.

»Ich kann nicht mehr warten.« Sie ballte die Fäuste. »Es muss jetzt sein.«

Harry sah zu dem hohen Edelstahlschrank, der die ganze gegenüberliegende Wand einnahm. »Und Sie wissen bestimmt, dass der Laptop im Tresor ist?«

Beth nickte und vergrub die Hände in den Hosentaschen. Sie

war lässig gekleidet, trug Jeans und Turnschuhe, genau das Outfit, das auch Harry bevorzugte, wenn bei einem Auftrag damit zu rechnen war, dass sie überstürzt das Weite suchen musste.

Insgeheim seufzte sie. Noch ein halbes Jahr zuvor hätte ihr inneres Alarmsystem die Signale glasklar aufgeschlüsselt, aber in letzter Zeit war es mit ihrem Urteilsvermögen nicht mehr so weit her. Kein Wunder nach allem, was sie durchgemacht hatte. Trotzdem, sie hätte hier schon längst abhauen sollen.

Sie langte nach ihrem Aktenkoffer und stand auf. Es war sonst nicht ihre Art, auf Nummer sicher zu gehen, doch da sie sich auf ihre Intuition nicht mehr verlassen konnte, wollte sie jedes Risiko ausschließen.

»Sie sollten den Hersteller des Tresors anrufen«, sagte sie.  
»Die Leute dort können ihn wahrscheinlich öffnen.«

Beth fuhr herum. »Aber die kennen meinen Mann, wahrscheinlich werden sie zuerst ihn anrufen und seine Einwilligung einholen.«

»Und warum sollten sie das nicht tun?«

»Ich hab Ihnen doch gesagt, er darf davon nichts erfahren.«  
Beths Stimme bekam etwas Schrilles. »Außerdem sollen Sie doch seinen Laptop untersuchen. Das machen Sie doch, oder?« Sie schob Harrys Visitenkarte mit dem Blackjack-Security-Logo über den Schreibtisch. »Informationen von Festplatten auslesen?«

Harry zuckte mit den Schultern. »Unter anderem.«

»Genau deshalb habe ich Sie hierherbestellt.«

»Hören Sie, Beth, ich will ganz offen mit Ihnen reden. Nach allem, was ich weiß, könnten Sie genauso gut irgendeine Fremde sein, die soeben in dieses Haus eingebrochen ist.«  
Sie hob die Hand, als sie Beths entrüsteten Blick wahrnahm.

»Und selbst wenn Sie die Person sind, für die Sie sich ausgeben, habe ich keinerlei gesetzliche Handhabe, in den Tresor Ihres Mannes einzubrechen und ohne seine Erlaubnis seinen Laptop zu untersuchen. Es geht einfach nicht.«

Beth ballte die Fäuste. »Was, wenn ich beweisen kann, dass der Tresor mir gehört?«

Harry runzelte die Stirn. »Gehört er Ihnen?«

Beth schnaubte ungehalten. »Alles in diesem verdammten Haus gehört mir. Die Autos, die Rechnungen, die Hypotheken, ich bin diejenige, die für alles aufkommt. Garvin saugt mich seit Jahren aus.« Sie nahm ihren Streifzug durch das Zimmer wieder auf. »Immer hat er Großes vor, und jedes Mal endet es mit einer Katastrophe.«

Mit verschränkten Armen blieb sie vor dem Stahlschrank stehen. Harry trat neben sie und sah in dem auf Hochglanz polierten Metall ihr eigenes Spiegelbild vor sich: dunkles Kostüm, zerzauste schwarze Locken, dunkle, verschmierte Flecken, die ihre Augen waren. Neben Beths spindeldürrer Gestalt nahmen sich ihre bescheidenen Rundungen geradezu voluminös aus.

Zum ersten Mal nahm Harry den Tresor näher in Augenschein. Er hatte die Größe und Gestalt eines dreiteiligen Kleiderschranks, wobei das mittlere Paneel aus einer massiven Panzertür bestand. An ihr saß der ziegelgroße Sicherungsmechanismus mit einer kleinen Tastatur und einem Display. In einer Ecke blinkte eine rote Lampe.

Harrys Nacken prickelte. Sie stand so nah vor dem Tresor, dass sie nur die Hand ausstrecken musste, um ihn zu berühren. Die Versuchung, ihn zu öffnen, war so stark, dass ihre Fingerspitzen kribbelten. Mit Mühe richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf Beth.

»Sie können also beweisen, dass er Ihnen gehört?«

Sie versuchte, den hoffnungsvollen Unterton aus ihrer Stimme herauszuhalten. Es gab noch eine Menge Klärungsbedarf, bevor sie Beth als Kundin akzeptieren konnte.

Beth ging zum Schreibtisch zurück und zog einen Umschlag aus einer der Schubladen. »Ich bin es gewohnt, dass man mir nicht glaubt.« Sie reichte ihr den Umschlag. »Vor allem, wenn es um Garvin geht.«

Harry öffnete den Umschlag und zog einen Pass sowie einen Kontoauszug heraus, die beide Beths Namen trugen. Das Passfoto zeigte eine Frau mit hohen Wangenknochen und leicht schräggestellten Augen. Harry sah zu Beth. Eine Ähnlichkeit schien vorhanden, aber aufgrund der übergroßen Sonnenbrille war das schwer zu sagen.

Der Kontoauszug wies eine Zahlung an Bull Safehouses Limited aus sowie eine an einen Computerladen. An die Rückseite geklammert waren die Quittung für einen Dell-Laptop und die Rechnung für den Tresor, beides datiert vor sechs Monaten.

Harry wunderte sich über die Voraussicht der Frau. Entweder waren deren persönliche Finanzen in einem geordneteren Zustand als ihre eigenen, oder sie hatte die ganze Sache seit geraumer Zeit geplant. Sie überflog die übrigen Posten auf dem Kontoauszug und bemerkte beträchtliche Abbuchungen von Herrenausstattern, der öffentlichen Versorgungsbetriebe, von Supermärkten und Tankstellen. Unabhängig davon, ob ihr Mann etwas dazu beitrug oder nicht, kam Beth ganz offensichtlich für einen großen Teil der Haushaltsausgaben auf.

Harry gab Beth die Dokumente zurück. »Was ist auf dem Laptop, was so wichtig ist?«

»Beweise dafür, dass er selbst Geld hat.«

Harry sah sie scharf an. Beth nickte.

»Er muss seit einiger Zeit Geld haben, davon bin ich überzeugt«, sagte sie. »Seit mindestens einem halben Jahr, vielleicht sogar länger. Seine Anzüge sind teurer geworden, er hat sich einen neuen Wagen gekauft. Und ich habe die Rechnungen nie zu Gesicht bekommen.«

»Aber das ist doch gut, oder?«

Beth starrte hinter ihren dunklen Gläsern Harry an.

»Ich werde mich scheiden lassen. Also muss ich darlegen, dass er über ein eigenes Vermögen verfügt, sonst meldet er Ansprüche auf meines an.« Ihr Kiefer zuckte unmerklich.

»Aber von mir bekommt er nichts mehr, es reicht.«

Harry musste an den Coup denken, den sie dieses Jahr auf den Bahamas abgezogen hatte. Sie hatte einen Banker weichgeklopft, indem sie ihm erzählte, ihr Ehemann würde fremdgehen und sie müsse vor der Scheidung ihr Vermögen in Sicherheit bringen. Mitleid und Plausibilität, die essenziellen Zutaten für jeden Betrug. War Beths Geschichte wirklich so viel anders?

Harry betrachtete in der spiegelnden Tresortür das scharfe Profil der Frau.

»Hat Ihr blaues Auge irgendwas damit zu tun?«, fragte sie.

Beth schreckte auf. Harry deutete auf den blank polierten Stahl.

»Die Sonnenbrille verdeckt einiges, trotzdem, von der Seite aus kann man es erkennen.«

Beth betrachtete ihr Spiegelbild und senkte den Kopf. Sie nahm die Sonnenbrille ab, fummelte an den Bügeln herum und sah Harry nicht an.

Ohne Brille sah sie älter aus, ihre wettergegerbte Haut wollte so gar nicht zu ihrer jugendlichen Figur passen. Sie war wahrscheinlich Mitte dreißig, nur ein paar Jahre älter als Harry, und sie hatte wirklich die schräggestellten Augen und die

hohen Wangenknochen der Frau auf dem Passfoto. Nur ihr linkes Auge sah entschieden anders aus. Die Haut darum war violett-purpur, der Augapfel blutunterlaufen.

»Wie ist es passiert?«, fragte Harry.

Beth sagte nichts, sondern zog nur den Blusenkragen enger um den Hals, trotzdem sah Harry auch dort die Blutergüsse. Eine Weile lang schwiegen beide.

Schließlich fragte Harry: »Haben Sie vor, ihn rauszuschmeißen?«

Beth schlang die Arme um sich. »Ich will nichts von ihm, ich will nur weg.« Sie sah auf ihre Uhr und rieb sich die Arme, als wäre ihr kalt. »Wollen Sie mir jetzt helfen? Uns läuft die Zeit davon, und glauben Sie mir, wenn er zurückkommt, wollen Sie nicht mehr da sein.«

Harry sah sie an und ging alles noch einmal durch. Der Kontoauszug, der Pass, das blaue Auge. Ihr Blick huschte zum glänzenden Tresor, dessen Schimmern sie geradezu herausforderte. Sie traf eine Entscheidung.

»Wie viel Zeit bleibt uns noch?«, fragte sie.

In Beths unverletztem Auge funkelte es. »Vierzig Minuten, wenn überhaupt.«

Harry holte einen Standardvertrag aus ihrem Aktenkoffer und füllte ihn aus. Während Beth unterzeichnete, ging sie in Gedanken ihre mitgebrachten Werkzeuge durch: Taschenlampe, Zange, Plastiktüten, Schraubenzieher, eine Wasserflasche und eine Packung Weingummi. Ihren Laptop hatte sie auf dem Rücksitz ihres Autos gelassen. Sie konnte ihn holen, wenn sie ihn brauchte.

Sie stopfte den unterzeichneten Vertrag in den Aktenkoffer und wandte sich dem Tresor zu. Unterhalb des kleinen Displays auf dem Bedienfeld befand sich ein Schlitz wie bei einem Geldautomaten, darunter, etwas zurückgesetzt,

eine plane Metallfläche in der Größe einer Münze. Und ganz unten, in Goldgravur, das winzige Logo des Schlossherstellers.

Beth trat von einem Bein aufs andere. »Wie ich schon am Telefon gesagt habe, besitzt der Tresor ein biometrisches Schloss. Haben Sie so was schon mal geknackt?«

»Einige Male.«

In Wahrheit hatte Harry so etwas erst zweimal gemacht. Das Hacken von biometrischen Sicherungsmechanismen war eine unberechenbare Sache, die vor allem Zeit erforderte. Sie betrachtete den Schlitz und die kleine Metallfläche. Sie brauchte im Grunde zwei Dinge, die sie nicht hatte: eine digitale Schlüsselkarte und einen von Garvins Fingern.

»Er hat die Karte immer bei sich«, sagte Beth, als hätte sie ihre Gedanken gelesen. »Sogar nachts. Ausgeschlossen, dass ich an sie rankomme.«

Harry nickte. Ihrer Erfahrung nach hatten Leute bei so wichtigen Dingen immer irgendwo einen Ersatz parat. Sie ging zum Schreibtisch und musterte die Gegenstände darauf: Telefon, Stifte, Notizblock, einige abgeklemmte Kabel und ein Foto in einem Silberrahmen.

Sie kramte in ihrem Aktenkoffer, bis sie die Taschenlampe gefunden hatte, kauerte sich vor den Schreibtisch und leuchtete die Unterseite ab. Sie hatte einmal mit einem Zielobjekt zu tun gehabt, das unter die Schreibtischplatte einen Umschlag als Geheimversteck für sämtliche Bankkonten und Passwörter geheftet hatte. Seitdem achtete sie akribisch auf Ritzen und Spalten.

Sie richtete sich auf, ließ sich auf dem Schreibtischstuhl nieder und schob ihn an den Schreibtisch heran. Die meisten Menschen machten sich Notizen als Gedächtnisstütze, aber dieser Typ hielt pedantische Ordnung. Keine Kritzeleien, keine

Zettel, keine ausgedruckten Berichte. Ihr eigener Schreibtisch war sehr viel unaufgeräumt.

Sie zog die Schubladen auf. Büroklammern, Stifte, Schachteln mit Heftklammern. Sie nahm die Schubladen aus dem Schreibtisch, drehte sie um und überprüfte alle Flächen. Nichts.

Beth tigerte durchs Zimmer und sah alle zehn Sekunden auf die Uhr.

»Entspannen Sie sich«, sagte Harry. »Sie machen mich nervös.«

»Sie kennen ihn nicht. Als das letzte Mal jemand überraschend zu Besuch da war, hat er sie einfach rausgeworfen.« Beth vollführte eine wegwerfende Handbewegung. »Und dabei war er noch höflich. Aber sie muss gemerkt haben, dass etwas nicht stimmt. Trotzdem hat sie sich abwimmeln lassen.« Leiser fügte sie noch hinzu: »Sie hat zur Familie gehört, sie hätte es wissen müssen.«

Harry sah zu ihr. Beth lehnte am Tresor und zupfte nervös an ihren Fingernägeln herum.

»Was hätte sie wissen müssen?«, fragte Harry.

Beth schob die Hände in die Hosentasche. »Dass er auf mich losgehen wird. Kaum war sie draußen, hat er einen Stuhl zertrümmert und mir damit die Rippen gebrochen.«

»Großer Gott.« Harry starrte sie an. »Warum?«

»Einfach so. Es gibt nie einen Grund.«

Harry sah sie verständnislos an und stellte sich vor, wie es wäre, an jemanden gebunden zu sein, vor dem man Angst hatte. Unvermittelt stand ihr ein Gesicht vor Augen: jemand, dem sie vertraut und der später versucht hatte, sie umzubringen. Ihr Herzschlag beschleunigte sich. Rasch verscheuchte sie den Gedanken.

Sie trommelte mit den Fingern gegen die Tischoberfläche, bemühte sich um Konzentration. Ihr Blick fiel auf das Foto

im Silberrahmen. Sie nahm es zur Hand. Ein lächelndes Mädchen in Schuluniform mit Beths schräggestellten Augen.

»Meine Tochter Evie«, sagte Beth. »Sie ist im Internat. Dort ist es sicherer.«

Harry nickte und drehte das Bild um. Das Glas vorn saß etwas locker, der Karton hinten schloss nicht ganz bündig mit dem Rahmen ab. Sie löste die Klammern und schüttelte das Foto auf den Schreibtisch. Am rückwärtigen Karton haftete eine blaue Plastikkarte, auf der das goldene Logo des Schlüsselherstellers prangte.

In ihrem Nacken kräuselten sich die Härchen. Beth kam auf sie zu.

»Kein vorschneller Jubel.« Harry ging zum Tresor. »Wir brauchen noch immer den Fingerabdruck Ihres Mannes.«

Sie schob die Karte in den Schlitz. Das rote Lämpchen wurde bernsteinfarben, und das Display forderte zum nächsten Schritt auf: *Bitte Fingerabdruck scannen.*

In ihrem Rücken zappelte Beth zappelte nervös herum. »Was jetzt?«

»Wenn wir mehr Zeit hätten, könnten wir irgendwo im Haus Garvins Fingerabdrücke abnehmen.« Harry zog die Nase kraus. »Vielleicht könnten wir dann eine Art Abdruck erstellen. Das Problem ist nur, da wir zehn Finger zur Auswahl haben, ist es ein reines Vabanquespiel. Nach drei misslungenen Versuchen sperrt uns der Tresor endgültig aus.«

Beth stöhnte auf. »Uns bleiben nur noch zwanzig Minuten.« Harry sah zum Sensor. »Wann hat Ihr Mann zum letzten Mal den Tresor geöffnet?«

»Heute Morgen. Warum?«

»Hat irgendjemand seitdem den Sensor berührt?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

Harry nahm ihre Taschenlampe und leuchtete auf die vertiefte

Fläche. Im Lichtstrahl war ein verschmierter Fettabdruck erkennbar. Sie schaltete die Lampe aus und ging ihre Möglichkeiten durch. Es gab verschiedene Arten, den Sensor zu hacken, im Moment aber kam es vor allem auf Geschwindigkeit an.

»Was haben Sie jetzt vor?«, fragte Beth.

Harry zuckte mit den Schultern. »Wir nehmen den einzigen Fingerabdruck, den wir haben. Den auf dem Sensor.« Beth sah sie mit verständnisloser Miene an, weshalb sie fortfuhr: »Ich werde versuchen, ihn zu reaktivieren.«

Harry beugte sich zur Metallfläche hinunter, so dass sich ihr Mund direkt vor dem Sensor befand. Es handelte sich um einen kapazitiven Sensor, der bei Berührung durch einen Finger die damit einhergehenden Veränderungen des elektrischen Feldes auf seiner Oberfläche misst. Ein hoher Messwert entspricht dabei einer Erhebung, ein niedriger Messwert einer Vertiefung des Fingerabdrucks. Der Sensor fügt dies alles zusammen, um das Muster des Fingerabdrucks zu rekonstruieren.

Der Trick bestand nun darin, dem Sensor vorzugaukeln, dass Garvins Finger noch immer auf der Metallfläche lag.

Harry schluckte und befeuchtete die Lippen. Sie musste auf die Sensoroberfläche hauchen, damit sich die Feuchtigkeit ihres Atems zwischen den Vertiefungen des Fettflecks ablagerte. Mit einigem Glück würde das reichen, damit der Sensor eine Kapazität maß und sie für den eigentlichen Finger hielt.

Sacht hauchte sie drei, vier Sekunden lang auf die Metallfläche. Das Display piepte, und sie sah zur Nachricht: *Zugang verweigert. Erkennung fehlgeschlagen.*

Mist. Wahrscheinlich zu viel Feuchtigkeit. Sie musste zu lange ausgeatmet haben. Sie könnte es noch mal versuchen, ihrer

Erfahrung nach aber würde es nicht viel nützen, wenn sie nur ihren Atem variierte.

»Und jetzt?«, fragte Beth mit schriller Stimme.

Harry bemühte sich um einen zuversichtlichen Ton: »Plan B.« In dem Moment, als sie nach ihrem Aktenkoffer griff, klingelte das Telefon auf dem Schreibtisch. Harry zuckte zusammen. Beth fasste sich an den Hals, und zusammen starrten sie zum Apparat.

»Wollen Sie nicht rangehen?«, fragte Harry.

Beth schüttelte den Kopf. Nach dem vierten Klingeln schaltete sich der Anrufbeantworter ein.

»Wenn du da bist, dann geh an das scheiß Telefon.« Der Mann hatte eine rauhe Stimme und sprach mit sehr starkem Akzent. Ein Neuseeländer? Er wartete kurz, bevor er fortfuhr: »Vergiss es. Ich bin fast da. Wir sehen uns in zwei Minuten.«

Es wurde aufgelegt. Beth trat mit weit aufgerissenen Augen einen Schritt zurück. Ihre Angst war ansteckend. Unwillkürlich sah Harry über ihre Schulter.

»Schaffen Sie es?«, flüsterte Beth.

»In zwei Minuten?« Harry schluckte. »Vielleicht. Oder machen Sie jetzt einen Rückzieher?«

Kaum wahrnehmbar schüttelte Beth den Kopf. Eine Stimme in Harrys Kopf kreischte lauthals, sie solle auf der Stelle den Rückzug antreten, aber sie stellte sich taub. Sie wühlte in ihrem Aktenkoffer und zog eine transparente Plastiktüte und eine Flasche Wasser heraus, versuchte, die Tüte halbwegs zu stabilisieren, während sie sie halb mit Wasser füllte und dann zuknotete. Sie knetete sie und überprüfte ihre Biegsamkeit. Die Tüte schwabbelte wie Gelee in ihren Händen. Dann drückte sie eine Ecke der wassergefüllten Tüte zu einem murmelgroßen Ballon zusammen und wandte sich wieder dem Tresor zu.

Sie spürte Beths Blick auf sich. Mit angehaltenem Atem hielt sie die runde Ausbauchung an den Sensor und zählte bis drei.

*Piep.* Beth fluchte. Harry sah zum Display: *Zugang verweigert. Erkennung fehlgeschlagen.*

Schweiß lief ihr über den Rücken. Sie hatte nur noch einen Versuch. Sie packte die Taschenlampe und richtete sie auf den Sensor. Der Fettfleck war noch da, schwach, aber erkennbar. »Noch eine Minute«, flüsterte Beth.

Harry riss die Weingummiverpackung auf, deren Inhalt sich über den Boden ergoss. Sie griff sich ein orangefarbenes Stück. Die Oberfläche war trocken. Sie drückte den Zeigefinger hinein und knetete die gelartige Masse weich.

Weingummi hatte die gleiche Kapazität wie menschliche Haut. Hacker sprachen daher vom Gummibärchenangriff, bei dem eine kleine Chance bestand, den Sensor zu über-tölpeln.

Harry postierte sich vor dem Sensor. Draußen auf der Schottereinfahrt war ein Wagen zu hören, und Beth schnappte nach Luft. Harry erstarrte, ihr Puls raste.

Eine Autotür wurde zugeknallt.

Harry schluckte, zitternd näherte sie sich mit dem Finger und dem Weingummiüberzug der Metallfläche. Schritte waren von draußen zu hören. Sie berührte mit dem Weingummi das Metall und hielt den Druck aufrecht.

Eins, zwei, drei.

Das Lämpchen leuchtete grün. Im Tresor klackte die Verriegelung. Den Bruchteil einer Sekunde später wurde die Haustür aufgerissen.



WER EINEN DIAMANTEN FINDET, hält damit vielleicht sein Todesurteil in Händen. Mani wusste das, trotzdem hatte er keine andere Wahl.

Schwarzer Staub wirbelte im Lichtstrahl seines Helms auf, Staub, der dichter war als Rauch. Der Staub war immer da. Er brannte in der Kehle und legte sich wie eine Kruste auf die Haut. Die meiste Zeit sah er kaum die eigene Hand vor Augen.

Er justierte die Maske, die er vor Mund und Nase trug. Sie passte schlecht, denn sie war für die breiten afrikanischen Nasen nicht geeignet. Die meisten zogen sie nach den ersten zwanzig Minuten wieder unters Kinn.

»Sie passen nicht«, erklärte Takata. »Außerdem sagen sie bei Van Wycks, dass der Staub nicht gefährlich ist.«

Mani wusste es besser.

Er verstärkte den Griff am Bohrer und hielt ihn wie ein Maschinengewehr. Aus dem anderen Stollen waren Spitzhacken zu hören, in der Ferne warf jemand eine Kettensäge an. Mani setzte den Bohrer in eine Spalte des blauen Kimberlits und lehnte sich dagegen. Ein stechender Schmerz fuhr durch die Messerwunde am Arm. Sein Herzschlag hämmerte gegen den Bohrerschaft.

»Mani? Alles in Ordnung?«

Takatas Gesicht war kaum zu erkennen, aber Mani spürte die knöchigen Finger des Alten auf seinem Arm und hörte seinen pfeifenden Atem. Mani nickte und versuchte, nicht an den engen Stollen und die niedrige Decke zu denken, bei der er das Gefühl hatte, sie könnte ihn jederzeit zerquetschen.

Er stellte sich vor, wie die Gesteinsschichten nach unten

drückten. An der Oberfläche lag gut einen Meter tief lockere, schwarze Erde. Danach, auf den nächsten fünfzehn Metern, kam weicher gelber Untergrund. Und dann das blaue Gestein, harter, massiver Kimberlit, der bis zu einer Tiefe von zweihundert Metern reichte. All das genau über seinem Schädel. Und alles voller Diamanten.

»Mani?«

Die knöchigen Finger drückten seinen unverletzten Arm. Mani schüttelte sich den Schweiß aus den Augen und ließ den Pneumatikmotor an. Sein Körper wurde durchgeschüttelt. Der Bohrer fraß sich in die Wand und spie blaugraue Gesteinsbrocken aus. Der Lärm schlug auf die Trommelfelle, bis man meinte, sie würden bluten.

Er nahm den Finger vom Schalter und blinzelte in das Sprengloch. Noch mehr schwarzer Staub war aufgewirbelt worden, der sich dick auf seine Haut legte. Die Hitze raubte ihm den Atem, der Gestank der Sprengstoffe ätzte in der Nase.

Bis vor einem Monat hatte er den Großteil seiner Zeit in klimatisierten Bibliotheken und Seminarräumen verbracht. Er hatte an der Universität Kapstadt Ingenieurwissenschaften studiert. Das Studentenheim war klein, aber sauber gewesen, und er hatte ein Zimmer für sich allein gehabt. Hier in der Van-Wycks-Mine war er mit dreißig anderen Männern in eine abgesperrte Baracke gepfercht. Die Toiletten waren verdreckt und hatten keine Türen, die einzige Dusche musste auch als Müllablageplatz herhalten.

»Roer you gat!« Bewegt euren Arsch!

Der Wachmann schlug Mani auf die Schulter. Ein heftiger Schmerz zog sich durch die Wunde am Arm, er zuckte zusammen, drehte sich halb um und vermied es, dem Wachmann in die Augen zu schauen. Er hieß Okker. Breitbeinig stand er

mit seinen einhundertdreißig Kilo vor ihm. Sein Gesicht war ein blasser, schweißglänzender Mond.

»*Daardie gat is te klein.*« Das Loch ist zu klein.

Okker klatschte sich seinen Holzknüppel gegen die Handinnenfläche. Wie alle hier wusste auch Mani, dass das vordere breite Ende mit einer Bleihülle beschwert war. Der Wachmann trat auf ihn zu.

»*Doen dit oor.*« Mach es noch mal.

»Yes, Sir.«

Mani war sich nur allzu bewusst, dass der Wechsel ins Englische ihn ärgern würde. Mani sprach fließend Afrikaans, brachte die gutturalen Laute aber nur selten über die Lippen. Er drehte sich zur Wand um und suchte mit dem Bohrer das Sprengloch. Plötzlich spürte er Takatas leitende Hand unter seinem Ellbogen.

Ein heftiger Knall zerriss die Luft. Takata schrie auf und ging zu Boden. Mani fuhr herum. Okker hatte den Knüppel bereits wieder erhoben.

»Du dämlicher alter Mann«, brüllte Okker auf Englisch.

»Hast du nicht verstanden, was ich gesagt habe? Ich habe gesagt, *er* soll es machen!«

Mit beiden Händen holte er mit dem Knüppel aus. Im gleichen Augenblick warf sich Mani vor Takata, der Schlag traf Mani an der Schulter. Er schrie auf und sank auf die Knie. Die Brust des Alten hob und senkte sich unter seinem schleimigen Husten.

Rhythmisch prasselten daraufhin die Schläge auf Manis Rücken. Er sah nach hinten, und Okker trat ihm mit dem Fuß in die Rippen. Ein stechender Schmerz schoss ihm durch den ganzen Körper. Er klappte zusammen und hielt sich die Seite. Großer Gott, würde er in diesem Rattenloch krepieren?

Er dachte an seinen Bruder und biss die Zähne zusammen. Wäre Ezra nicht gewesen, wäre er jetzt nicht hier. Er sah des-

sen grinsendes Gesicht vor sich, die Zahnücke in seinem Mund. *Die Diamanten, sie gehören dem afrikanischen Volk.* Und neben ihm Asha, die ihn mit ihren ruhigen Mandelaugen anflehte.

Asha.

Er riss sich zusammen, kam auf die Beine und trat vor Okker. Der Wachmann umklammerte mit seinen für seine Statur kleinen Händen den Holzknüppel. Sonst war niemand in der Nähe.

In der Ferne gellte eine Sirene. Okker erstarrte und kniff die Augen zusammen. Dann rammte er Mani den Knüppel in die Brust, zwang ihn gegen die Wand, bis sich das scharfkantige Gestein in Manis Rücken bohrte.

»Ich hab dich beobachtet«, sagte Okker leise. »Ich weiß, was du vorhast.«

Mani hielt den Atem an; alle Muskeln waren jetzt gespannt.

»Ich weiß nicht, wie du es machst«, fuhr Okker fort. »Aber ich werde es herausfinden.« Er schob Mani den Knüppel unter das Kinn und trat ganz nah an ihn heran. Sein Atem war heiß und säuerlich. »Und wenn ich es herausgefunden habe, werdet ihr beide, du und der Alte, tot sein.«

Mani krallte seine Fingernägel in das Gestein. Okker sah hinab zum bewegungslosen Takata. Dann nahm er den Knüppel weg und trat zurück.

»Schaff ihn raus.«

Mit zitternder Hand strich sich Mani übers Kinn und hievte Takata auf die Beine. Der Alte mit seiner pergamentdünnen Haut und den Vogelknochen wog nicht viel. Takata war dreiundfünfzig, sein Körper aber war älter, zu alt, um hier unten zu schuften. Seine Söhne und Enkel arbeiteten allesamt in der Mine, genau wie seine Tochter, die eine Zeitlang hier beschäftigt gewesen war.